Dresdner Nachrichten.
Nr. 237. Seite 2. Montag, 25. August 1890

im Arm in Sicherheit zu bringen suchten. Die Glockenthürmchen des Doms versperrten die Straße; ein Gasthof droht mit Einsturz. In der unteren Stadt sind die Verheerungen weniger groß. Sie beschränken sich auf entdachte Häuser. In der oberen Stadt haben fast alle Häuser Risse; als ich dort vorbeikam, hob man eine auf die Straße niedergeschmetterte Frau auf; todte Pferde liegen auf dem Boden. Auf dem Bahnhof ist der Anblick schrecklich. Fast Alles ist dort zerstört. Schwer beladene Wagen wurden 20 Mtr. weit fortgeschleudert und eine Frau 50 Mtr. fortgetragen und in eine Schlucht geworfen, wo sie ihren Tod fand.

Rußland. Nach Schluß des Manövers fand in Peterhof ein Frühstück statt. Während desselben erhob sich Kaiser Alexander und trank auf das Wohl des deutschen Kaisers und der deutschen Armee.

Außer den jetzt vor dem Kaiser von Deutschland sich bei Narwa abspielenden Manövern stehen solche noch im Süden Polens bevor. Sie sollen am 6. September bei Rowno unweit der österreichischen Grenze beginnen und werden ganz außerordentlich große Truppenmengen vereinigen. Die Gesammtzahl derselben wird 148,000 Mann betragen. Befehlshaber der beiden gegen einander manövrirenden Armee werden die Generale Gurko und Dragomirow sein. Unter Gurko's Befehl werden 4 Armeekorps, 2 zeitweilig zu Infanterie-Divisionen umgewandelte Plapbrigaden und 5 Kavallerie-Divisionen fechten; unter dem von Dragomirow: 4 Armeekorps, 3 zeitweilig zu Infanterie-Divisionen umgewandelte Plapbrigaden und 4 Kavallerie-Divisionen. Auf die beiden Führer der Reiterei, die gegen einander kämpfen, setzen die Russen für den nächsten Krieg besondere Hoffnungen. Es sind die Generale Strukow und Ter-Asfaturow. Strukow, jetzt 50 Jahre alt, ist ein Schüler Skobelews mit all' dessen Ansichten über erbarmungslose Kriegführung. Im letzten Türkenkriege zeigte er sich sehr tüchtig als Befehlshaber der Vorhut Skobelews wie auch anderen Orts; seine Führung großer Reitermassen im Frieden fand mit Recht große Anerkennung. General Ter-Asfaturow, 54 Jahre alt, ist Kaukasier von Geburt, hat alle seine Feldzüge auf den russisch-asiatischen Kriegsschauplätzen zurückgelegt und gilt als geborener Vertreter echt kaukasischen Reitergeistes. Er wie sein baldiger Gegner Strukow sind begeisterte Anhänger der Kriegspartei.

Bulgarien. Die „Times" meldet aus Sofia: Die bulgarische Regierung wünscht bekannt zu geben, daß sie den zu neun Jahren Gefängniß verurtheilten russischen Verschwörer Kalubkoff nur auf den Wunsch des deutschen Kaisers frei gegeben habe, ohne daß sie dazu vertragsmäßig verpflichtet gewesen wäre, und daß dies keinen Präcedenzfall bilden soll.

Australien. Die Handwerksgenossenschaften unterstützen die streikenden Seeleute; 20 Dampfer können nicht auslaufen.

Die Vernannung eines zu einem deutschen Schiffe gehörigen Bootes wurde von Eingeborenen der Insel Ambo (Hebridengruppe) niedergemacht; ein französisches Kriegsschiff bombardirte die Dörfer der schuldigen Stämme; mehrere Eingeborene wurden getödtet.

Kunst und Wissenschaft.

† Neues Stadttheater zu Leipzig. „Raskolnikow". (Drama in vier Akten von Eugen Zabel und Ernst Koppel.) Ein denkwürdiger Theater-Abend! Der kühne Versuch, den berühmten psychologischen Roman Dostojewskys in dramatischer Interpretation einem größeren Zuschauerkreise vorzuführen, hatte nicht nur ein dichtgefülltes ausverkauftes Haus bewirkt, sondern auch eine auserwählte Gesellschaft von Bühnenkundigen in Leipzig versammelt, aus Berlin, Dresden und anderen Theatermittelpunkten. Man bemerkte eine ganze Kolonie von Theaterdirektoren; die Herren L'Arronge, Blumenthal, Lautenburg u. A. waren erschienen nebst einer großen Anzahl von Vertretern der Kritik. Die Meinung, daß es sich hier nur um ein Experiment handeln könne, war wohl von vornherein stillschweigend angenommen und unter diesem günstigen Vorurtheil im Verein mit der ganz ausgezeichneten Verkörperung der Titelrolle, welche Herr Malkowsky als Raskolnikow lieferte, konnte ein großer Bühnenerfolg entstehen, der sich unter verwandten Umständen auch anderweit wiederholen dürfte. In der That darf man das Drama der Herren Zabel und Koppel nur unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß es sich um eine möglichst getreue Wiedergabe des Dostojewsky'schen Romans in den Formen der dramatischen Kunst handeln sollte. Eine selbstständige dichterische Arbeit, welche mit dem Hauche eines eigenen Geistes durchdrungen wäre, liegt nicht vor. Die Verfasser haben die Motive des russischen Romans mit ängstlicher Pietät benutzt, zum Theil sogar den Dialog wörtlich verwerthet und ihre geistige Arbeit beschränkt sich im Ganzen darauf, die wesentlichen bewegenden Motive und Situationen, welche Dostojewsky geschaffen hat, in eine szenische Form umzugießen. Dieses Vorhaben ist um so gewagter, als der Roman Dostojewsky's seinen eigenthümlichen Werth nicht so sehr in den Motiven an sich hat, als vielmehr in der ganz einzigen Art, mit welcher der Dichter die psychologische Analyse des Verbrechens, des Gewissens, der Reue und geistigen Angst behandelt. Diese Analyse und ihr packendes Verfahren, welches den geradezu dämonischen Reiz des Dostojewsky'schen Romans ausmacht, ist auf der Bühne an sich schon unmöglich. Der dramatische Dichter mußte diese Analyse durch eine concentrirte Sprache der Leidenschaft ersetzen, wenn er den Handlungen der Hauptgestalten jene innere, hinreißende Glaubwürdigkeit verleihen wollte, welche man von der Bühne verlangt. Die Verfasser haben indessen dieses Moment fast gar nicht beachtet; sie haben es sich vielmehr angelegen sein lassen, eine möglichst große Fülle von äußeren Motiven im Anschluß an den Roman zusammenzusuchen, um uns ihren Mörder mehr als ein Kulturerzeugniß der russischen Zustände verständlich zu machen, statt als eine bestimmte Gestalt leidenschaftlichen Affektes. Die tieferen Kenner der Bühne wissen indessen, daß das Theater als Kulturbild nur wenig vermag; der grundsätzliche Unterschied zwischen epischem und dramatischem Verfahren ist wohl nirgends so schlagend klar geworden, wie gerade bei diesem Versuch, einen berühmten Roman möglichst selbstlos zu dramatisiren. Auf diese einfache Formel möchten all' die Einwände zurückzuführen sein, welche das Publikum schon während der Vorstellung theils bewußt, theils instinktiv erhob. Neben dem Dichtergeiste Dostojewsky's, der selbstverständlich in vielen Szenen mit seiner ganzen Wucht zur Geltung kam, gebührt das Hauptverdienst des Abends dem Spiele des Herrn Matkowsky, der es verstanden hat, diesem zwischen Studenten mit dem zerfaserten Denkvermögen, der zerrissenen, gestaltlosen Empfindungsweise einen schlagenden Ausdruck zu schaffen. Das war ein echt realistisches, lebensvolles Bild eines jener unglücklichen russischen Jünglinge, welche sich noch zu ganz anderen Thaten hypnotisiren, als nur zum Morde einer alten Wucherin und Kupplerin. Der Nebelthum an charakteristischen Zügen der Gewissensangst, der Selbstpeinigung zum Verbrechen — denn anders kann man den psychologischen Vorgang gar nicht bezeichnen, der hier geschildert wird — war in jeder Hinsicht erstaunlich und der Beifall der Zuschauer denn auch von außerordentlicher Nachhaltigkeit. Ein Kabinettstück war die große Scene des Verhörs mit dem Untersuchungsrichter Porphirius, welche durch Possart eine geistreiche wirkungsvolle Verkörperung fand. Raskolnikow ist bekanntlich der Mörder einer alten, elenden Wucherin. Es ist ein Raubmord, begangen von einem gebildeten Studenten. Er wagt nicht, zu seiner That sich zu bekennen, trotz der Verhöre des Untersuchungsrichters. Aber der Einfluß seiner unglücklichen Geschichten, einer Gefallenen, der Sonja und der Eindruck, den das Lesen der heiligen Schrift auf ihn macht, bewirkt, daß er sich endlich dem Gerichte stellt. In all' dem ist weniger aktive That der Leidenschaft, des Handelns aus starken erschütternden Gegensätzen heraus, als Zustandsschilderung und es bedarf der ganzen Kunst eines Matkowsky's, um dieses Vegetiren in einem solchen Seelenzustand mannigfaltig genug zu gestalten. Die Gefahr der Langeweile liegt hier dicht neben der Gefahr, in's Peinliche zu gerathen und man kann nicht sagen, daß die Verfasser diese Gefahr beschworen haben. Einige Szenen, z. B. die des Vorlesens aus der Bibel, waren ermüdend, trotzdem Matkowsky Alles aufbot, was seine Kunst vermochte. Die Verfasser werden hier, wie anderweit ihrem Werke durch heilsame Striche aufzuhelfen wissen und wenn es auch nur gelingen sollte, den deutschen Zuschauern das Werk Dostojewski's näherzubringen, so wäre das eine anerkennenswerthe That. Um einen vollen dramatischen Erfolg aus diesem Stoffe zu schmieden, müßte freilich der Bearbeiter selbst wieder ein Dostojewski der Bühne sein; und dieser Dostojewsky sogar, so groß er als Romanpsycholog ist, würde doch erst dann an seine Aufgabe herantreichen, wenn er statt eines russischen Naturalisten ein Shakespeare wäre. Jedenfalls wird auch die bevorstehende Aufführung in Dresden ein Theaterereigniß werden.

Wolfgang Kirchbach.

† Aquarell-Ausstellung. Es sind nunmehr alle 13 Säle dem Publikum zugänglich. Zur besseren Uebersicht hängen in allen 3 Etagen besondere Orientirungstafeln, wodurch der Verkehr eine wesentliche Erleichterung erfährt. Demnächst beginnt auch die mit dem Ankauf für die Lotterie betraute Commission, bestehend aus den Herren Professor Diethe, Maler Förster, Maler Freye, Professor Kießling, Maler Schreyer, Oberregierungsrath von Seidlitz und Baurath Wendner, ihre Thätigkeit und werden bald thunlichst die ausgewählten Gemälde mit dem betreffenden Vermerk bezeichnet werden.

† Frl. Malten eröffnet am 1. September ihr Gastspiel am Berliner Opernhause als Elisabeth im „Tannhäuser". Zugleich tritt Herr Gudehus in der Titelrolle des Werkes sein Berliner Engagement an.

† Die gestern erwähnte dreiaktige Oper „Lorle" von Alban Fischer ist von der Königl. Hofoper definitiv zur Aufführung angenommen worden und soll noch im Laufe dieser Saison in Szene gehen.

† Der Braunschweiger Generalintendant v. Rudolphi soll Krankheit halber demnächst in den Ruhestand treten und durch den Kammerjunker v. Wangenheim ersetzt werden.

† Auch der Residenz Meiningen ist die Nachricht von der Einstellung der Gastspielreisen der „Meininger" völlig überraschend gekommen. Niemand ahnte eine so tiefgehende Veränderung, und so ist es natürlich, daß das Ereigniß jetzt alle Gemüther beschäftigt. Zu dem pekuniären Mißerfolg, welcher in den letzten Jahren einzelne Reisen begleitete, kommt auch noch die angebeute Abnutzung des Requisiten. So sind dieselben von der letzten russischen Kunstreise in so beschädigtem Zustande zurückgekommen, daß ein baarer Schaden von 50,000 Mark entstanden ist. Die Wagen sollen an der Grenze seitens der Zollbeamten geöffnet worden sein, sie haben dann die lange Reise nach Meiningen in strömendem Regen gemacht. Auch heißt es, die Künstler hätten neuerdings für die Reiseweisen höhere Forderungen gestellt.

† Ueber Paul Lindau setzt die „Volkszeitung" ihre Veröffentlichungen in der Angelegenheit der Schauspielerin Elsie von Schabelsky — so nennt sich die Betreffende — fort. Im Allgemeinen ist es eine undelikate Aufgabe, sich mit der schmutzigen Affaire zu befassen; andererseits bietet sie aber bedeutungsvolle Einblicke in die Verhältnisse der Berliner Kritik, zumal nach den neuesten Veröffentlichungen der „Volksztg." nicht Paul Lindau allein, sondern noch eine ganze Reihe anderer Kritiker in die Angelegenheit verwickelt ist. Wie tief diese traurigen Verhältnisse wurzeln, beweist auch der Umstand, daß mit ganz geringen Ausnahmen die gesammte Berliner Presse (namentlich natürlich das „Berl. Tabl.", dessen Kritiker Paul Lindau bekanntlich ist), die sonst begierig jeden Skandal aufgreift, dieser Lindau'schen Affaire gegenüber den Kopf in den Sand steckt und sie todt zu schweigen sucht. Die „Volkszeitung" also erzählt zu dem Fall Schabelsky: Fräulein Elsie von Schabelsky ist im hiesigen „Residenztheater", ehe sie Herrn Lindau und Genossen kannte, in einem französischen Stücke aufgetreten und von Herrn Lindau und den übrigen „Führern in Theater-Angelegenheiten" recht warm gelobt worden. Wie Herr Paul Lindau später seine Freundin zu unterstützen suchte, mag man daraus erkennen, daß er sie z. B. drastisch ermächtigt, dem Direktor Lautenburg das von Herrn Paul Lindau übersetzte Stück „Die arme Löwin" nur dann in Aussicht zu stellen, wenn ihr die Titelrolle übertragen würde. Der Direktor wird also hier von dem „maßgebenden" Kritiker in Beförderungsfragen bevormundet. Ein ander Mal schreibt Herr Paul Lindau (am 22. Dez. 1888), er werde wahrscheinlich nicht selbst zur Première eines Stückes kommen können, indem seine Freundin hervorragend beschäftigt ist, und er fügt hinzu: „Ich habe für alle Fälle Wolff gut instruirt." Der erste Kritiker „instruirt" also den zweiten Kritiker „für alle Fälle", damit der zweite Kritiker die Freundin des ersten Kritikers gut behandle. Das ist kritische Objektivität! Als die Schauspielerin über ungenügende Beschäftigung klagt, schreibt Herr Lindau (am 10. Februar 1889): „Da muß etwas geschehen, — wenn nicht direkt durch mich, dann durch Zabel, Brahm, Fidor (Landau) oder Keller oder sonst Jemand". Man sieht, es ist nicht so leicht, Theaterdirektor zu sein. Ob die Herren Brahm, Zabel, Landau, Wolff und Keller sich wirklich jemals zu derartigen Handlangerdiensten für Herrn Paul Lindau bereit erklärt haben, darüber wird man ihre Aeußerungen abzuwarten haben. Da die Schauspielerin am „Residenz-Theater" nicht den rechten Boden für ihre Begabung zu finden glaubt, handelt es sich darum, ihr eine andere Stellung zu schaffen. Herr Paul Lindau erbietet sich, sie an's „Berliner Theater" zu bringen und will gleich dieserhalb an Direktor Ludwig Barnay schreiben. Die Schauspielerin warnt ihn, sich in ein drückendes Abhängigkeitsverhältniß zu einem Theaterdirektor zu begeben und Herr Paul Lindau antwortet — am 16. Februar v. J. —: „Es wird Alles genau so besorgt. Ich übereile nichts und schreibe nicht an Barnay." Später muß er aber doch wohl geschrieben haben; denn die Schauspielerin wird am „Berliner Theater" angestellt und erhält eine Hauptrolle in „Gräfin Lea" von Herrn Paul Lindau. Uebrigens war der „Dichter" seiner Freundin das wohl schuldig; denn sie hatte bei der Komposition seines inzwischen entstandenen Schauspiels „Der Schatten" ihn mit Rath und Hilfe so wirksam unterstützt, daß der „Schatten"-dichter ihr aus seinem schon damals geliebten „Ungarlande" telegraphirt: „Gedenke mit dankbarer Rührung Deiner fördernden Mitarbeit". Die „dankbare Rührung" vom 14. Juli v. J. sollte nicht lange vorhalten. Denn am 16 September v. J. erfolgte der (früher veröffentlichte) Brief, durch welchen die „fördernde Mitarbeiterin" aufgefordert wurde, „binnen 24 Stunden, spätestens in 48 Stunden" die Reichshauptstadt zu verlassen, widrigenfalls ihr starke künstlerische Kränkungen in Aussicht gestellt werden. Die Schauspielerin, der selbst in diesem Drohbriefe Herr Paul Lindau nichts vorzuwerfen vermag, geht auf dies Anerbieten nicht ein. Die Schauspielerin will in Berlin bleiben und in ihren Leistungen endlich weder objektiv beurtheilt werden. Aber sie hatte die Macht des Preßpolypen unterschätzt. Herr Lindau hatte erklärt, „er werde keine Vorstellung besuchen, in der Fräulein Elsie beschäftigt ist", und da er anscheinend mit Recht annahm, daß „Barnay auf seine Besprechungen Werth legt", so hat Fräulein v. Schabelsky, die vom Autor zur Abgabe der Rolle in „Gräfin Lea" gezwungen worden war, die Bühne des „Berliner Theaters" — ein kaum dagewesener Fall! — in zehn Monaten nur ein einziges Mal betreten. Der dreijährige Vertrag der Schauspielerin wurde gekündigt, und als sie sich um eine neue Stellung in Berlin bemühen wollte, wurde ihr von Theateragenten, Theaterdirektoren und einigen Theaterkritikern die ganze Aussichtslosigkeit ihres Bemühens verblümt oder auch ... mit cynischer Offenheit vorgehalten. „Sie können Sie darum denken, in Berlin zu bleiben, wenn Sie Lindau gegen sich haben!" Die brotlos gewordene Schauspielerin versuchte, ihr auch von Herrn Paul Lindau geschickt ausgenütztes literarisches Talent auszubilden, und es gelang der Ausländerin, mit novellistischen und feuilletonistischen Arbeiten bei geachteten Blättern Einlaß zu finden. Die Theater aber blieben ihr auch in dem neuen Berufe verschlossen. Jedenfalls hatte die boykottirte Dame keine Aussicht mehr, weder als Schauspielerin, noch als Theaterschriftstellerin einen ausreichenden Lebensunterhalt, geschweige denn Achtung und Anerkennung zu finden. Herr Paul Lindau hatte Wort gehalten." Nach einem Resumé über dieses Verhalten kommt die „Volksztg." auf Herrn Paul Lindau als Dramaturg zu sprechen und fährt fort: „Denn der Kritiker Paul Lindau ist Dramaturg des „Deutschen Theaters", zum Mindesten war er es, allen offiziösen Ablehnungen zum Trotz, noch im vorigen Winter. Ihm wurden die diesem Theater eingereichten Stücke zugeschickt und er hatte über dieselben ein schriftliches Gutachten abzugeben. Was that Herr Paul Lindau? Er schickte die Manuskripte, so wie er sie empfing, an Frl. v. Schabelsky, ließ von ihr ein Gutachten und eine Inhaltsangabe anfertigen, die dann als Elaborat des Herrn Paul Lindau dem Direktor des „Deutschen Theaters" eingereicht wurden! Die armen Autoren mochten sich's wohl nicht träumen lassen, wer in maßgebender Instanz über ihrer Stücke Schicksal entschied. Es war ein ganz geregelter Geschäftsgang. Bat Herr Paul Lindau in dem in Nr. 185 mitgetheilten Briefe um nochmaliges Resumé über zwei Stücke, in die der gewissenhafte Dramaturg „hineingeblickt" hatte, ohne aber auch nur noch zu wissen, „um was es sich handelt", so schreibt er geraume Zeit vorher: Das beifolgende Stück lies gleich! Und schreib mir unverzüglich Dein Votum. Adolf hat schon dringend reklamirt." Also selbst wenn Adolf (L'Arronge) es eilig hatte, fand Herr Paul Lindau sich nicht veranlaßt, die ehrliche Arbeit eines Schriftstellers, über dessen Zukunft er vielleicht entschied, selbst zu lesen ..." Zum Schluß fragt die „Volksztg.": „Ob dieser einzelne Fall nun am Ende doch als „Symptom für einen weit verbreiteten Mißstand" erscheint?" — Der Kritiker Keller stellt seinerseits in Abrede, daß Lindau ein Recht gehabt habe, ihn als eines seiner Werkzeuge zu nennen. Herr Alberti hat, wie er der „Volksztg." mittheilt, unterm 20. d. M. bei dem Vorstande des Vereins „Berliner Presse", dem Lindau angehört, eine offizielle Untersuchung des Falles und eventuelle Ausstoßung des Herrn Lindau nach § 8 der Statuten („ehrenrührige Handlungen") beantragt.

Modenbrief. Baden bei Wien, am 24. August. Meine liebe Hermance! Die Ruhe, von der ich Dir neulich berichtete, geht ihrem Ende zu. Wenn der wilde Wein in meinem Garten eine röthliche Färbung annimmt, wenn der sogenannte Altweibersommer seine weißen Fäden im Sonnenscheine wirkt, kann man darauf rechnen, einen Bekannten nach dem anderen wieder auftauchen zu sehen. Meist sind es frische fröhliche Gesichter und lachende Augen, die da plötzlich vor uns erscheinen und fragen, wie der Sommer bekommen ist, ob das Wetter immer befriedigte, ob die Gesellschaft, in der wir uns befanden, interessante neue Anknüpfungspunkte ergab, u. s. w. u. s. w. Zuweilen begegnet man aber auch der sehr mürrischen Miene einer Mama, die in dem, unter großen Opfern frequentirten Luxusbad abermals keinen Schwiegersohn nach ihrem Geschmack entdecken konnte. Alles war umsonst; die prächtigen und theuren Kleider, das elegante Schuhwerk, die feinen grasgrünen Glacéhandschuhe, die feuerrothen Tüllhüte à la Rembrandt, der Aufwand für alle möglichen Sportarten. Kurz, Mama hat sich verrechnet und, was das Schlimmste bei der ganzen Sache ist, sie hat den Schaden und muß obendrein die Vorwürfe der gesammten Familie geduldig hinnehmen. Auf ihren Wunsch, gestützt auf ihre Erfahrungen, wurde die Reise geplant und ausgeführt. Papa gab nothgedrungen nur das Geld her; er bezahlte damit gewissermaßen das Entree für eine sechswöchentliche Strohwitwerschaft. Ihn trifft keine Schuld. Jeder Blick, jeder Seufzer der enttäuschten Jungfrauen-Töchter gilt der Mama. Sie hätte mehr junge Männer heranziehen, weniger wählerisch zu Werke gehen sollen. Mein Himmel, ein Mann ohne Grafenkrone oder Baronstitel ist doch immer mehr als gar kein Mann! Uebrigens waren die Farben und Schnitte der Kostüme lächerlich auffallend, folglich abstoßend. Dazu diese Reserve, die ewige Rücksichtnahme auf die übrigen Mütter, schrecklich! So und ähnlich denkt und spricht man jetzt in den Kreisen, deren Zugehörige wochenlang fern blieben, ohne irgend einen Zweck, nicht einmal einen Umschwung im Gesundheitszustande erreicht zu haben. Selbstverständlich folgt dem Aufbau der allzu leicht entworfenen und deshalb nun zerfallenen Luftschlösser, häusliche Mißstimmung, gegenseitige Gereiztheit. Schließlich kommt Jemand, der Erlösung bringt von dem furchterlichen Bann, der auf Alt und Jung lastet: die Modistin. Bescheiden erkundigt sie sich, ob die Herrschaften bereits die neuen Herbstmoden in Augenschein genommen haben. Verlegen schielen die Töchter nach der gekränkten Mama; indeß welch' glückliche Wendung, die düstere Stirn klärt sich auf, ein Gedanke zieht meteorgleich darüber hin, der Gedanke, daß vielleicht ein recht vortheilhaft arrangirter Herbstanzug die Mißerfolge der Badereise aufgleichen werde. Noch macht man Tagesausflüge und Landpartieen, noch kreisen die Herren Aerzte und die jetzt so sehr modern gewordenen Reiserendaire, Erholung suchend, umher; noch meint mancher Edelmann sein Rittergut nach der Einfahrt der Ernte verlassen und Umschau halten zu sollen unter den Schönen des Landes. Wer weiß, wer weiß, wie rasch eine Hochzeit zu Stande kommt! Muthig entschlossen beseelt Mama das Aller-Allerneueste und die Modistin beginnt die Erscheinungen auf dem Modemarkt gewissenhaft genau aufzuzählen. Da ist in erster Linie von dem Wegfall der Impons die Rede. Den Anlaß geben etliche Pariser Damen der Elite. Sie dürfen es wagen, die Formen ihrer Gestalt unverfälscht zur Schau zu tragen. Mit einem förmlichen Heißhunger nach Neuheiten griffen sie zu einem Modell, das Meister Wörth ausstellte. Es war für die Herzogin von A. bestimmt. Bekanntlich leidet diese an starken Hüften, die Kleider sehen oft recht plump, recht viereckig aus. Man sann hin und her wie dem Uebelstand abzuhelfen wäre. Ein Schneider schlug ausgeschweifte Schnürmieder mit Schneidenvortheil vor, der andere bestand darauf, daß die Impons an das Corset befestigt würden. Und trotzdem blieb die arme Herzogin der Gegenstand des Bedauerns oder — des Spottes. Zu guterletzt wandte sich der Herzog an Wörth und er, der Tausendkünstler, dürftete ein Kleid aus, das an den Stellen, die aufbauschen sollen, mit einer Einlage von Roßhaar, feinem Draht 2c. ausgestattet, inwendig zur Hälfte (nach dem Saum zu) mit einem dreifachen Volant gefüttert wird, jedoch jedes Unterkleid, jede Füllung der Hüfte streng verbietet. Der Effekt überrascht allgemein. Allerdings darf nicht verschwiegen bleiben, daß das öfters, vielleicht tägliche Einnähen der ungewohnt breiten Falbanen Umstände verursacht, daß eine Dame in dem theilweise umhüllenden gewordenen Rockgemache nicht bequem auf dem Fauteuil sitzen und keine allzu engen Räume betreten kann. Aber was sind diese kleinen Unannehmlichkeiten dem bedeutenden Erfolg gegenüber! Die Herzogin schreitet, wie man mir schrieb, jetzt so elastisch, so schlank über die Boulevards, als ob sie eben den 16. Geburtstag gefeiert hätte. Ich zweifle nicht, daß die Erfindung Wörths bald überall Protektionnen gewinnt, denn welche unseres Geschlechtes möchte nicht für schlanker gelten, als sie in Wirklichkeit ist. Wir werden also in kürzester Zeit den Jonpons mit und ohne Tournüre den Laufpaß geben und es wird nicht mehr wie Spott und Hohn klingen, falls eine Dame der Gesellschaft einem nächtlichen Einbrecher zurufen sollte: „Lassen Sie mich, ich habe nichts als einen Rock!" — Jede neue Mode provocirt, entweder im guten oder bösen Sinne. Wundern wollte es mich, wenn Meister Wörth, der ja einen geradezu unglaublichen Einfluß auf die Schwachen unseres Geschlechtes ausübt, nicht auch die Verbannung der Schleppe (mindestens von den Straßenanzügen) durchsetzte. Seiner Meinung nach paßt kein gebauschter Rock zum Abfegen der Steine, ich citire nicht blos „wörtlich", sondern wörtlich. In der Rococoperiode wäre ein Schlepprock das horreur jeder vornehmen und geschmackvollen Dame gewesen. Nur die sogenannte Contouche, die schon im Nacken die Form einer Schleppe annahm, durfte etwas länger als der Rock sein. Dafür gehörte sie in das Ressort der Haustracht und wurde nicht selten mit dem Worte chiffonné bezeichnet. Alles in Allem stammt die Contouche aus dem Volke, sie war gewissermaßen das, was bei uns die ostentativ benutzte, feuerrothe Schleife bedeutet. Daraus geht hervor, daß wir keinerlei Ursache haben dürften, für das Gedeihen dieses Kleidungsstückes zu plaidiren. Gleichwohl wird aller Orten das Verlangen nach einem Costüm laut, das man in Ober- und Unterkleid theilt; ungefähr so, wie die vor Jahren beliebten Polonaisen zu den plissirten Röcken die Ergänzung bildeten, ohne ihre Selbstständigkeit aufzugeben. Diese Mittheilung steht in offenbarem Widerspruch zu einer Nachricht aus meinem vorletzten Briefe. Damals theilte ich Dir mit, daß die Corsagen mit rückseitigem Schluß überhand nähme. Das ist auch der Fall; allein nur da, wo es sich um die Toilette jüngerer Damen handelt. Nun willst Du fragen, was ich jung nenne! Liebste, die Taufscheine legt uns Niemand auf den Tisch, wir müssen noch dem Exterieur urtheilen, uns mit dem Schein der Jugend begnügen. Gewöhnlich pflegen die Männer zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre gewisse Grenzsteine anzubringen, auf denen Verhaltungsmaßregeln prangen. Dicht hinter der Zwanzig steht z. B.: „Höre auf in fußfreien Kleidern zu verführen und überzeuge das Vergnügen, mit herabhängender Frisur zu hinken, den jüngeren Mitschwestern." Hinter der 26 und 28 kann man mit einigem Geschick lesen: „Ausgeschnittene Corsagen lege allenfalls noch Abends bei Kerzenlicht an. Am Tage würdest Du durch den entblößten Hals Gelegenheit bieten, die kleinen scharfen Fältchen zu verfolgen, die in der Nähe des Ohres beginnen und als Wegweiser nach dem durchaus nicht mehr „Grübchen" zu nennenden Vertiefungen des Halses gelten!" Ueber die Rathschläge, welche der 30 anhangen, laß mich aus Schonung für uns Beide schweigen. Genug, wir wissen, was wir zu thun haben und zählen unter Umständen zu den eifrigsten Vorkämpferinnen der Polonaise, des Redingote, des Oberkleides à la Princeß. Neugierig bin ich, ob die Mode noch ein paar Schritte in den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wagt und uns aus zweierlei Gewand, ein von dem Oberkleid total verschiedenes Unterkleid aufnöthigt. Den schüchternen Anfang bemerkte ich gestern an einer Dame der Wiener Aristokratie. Sie hatte einen schwarzen Grenadinerock, vorn, zwei Hände hoch mit schmalem weißseidenen Band besetzt. Auf den Rock fiel in leichten graziösen Falten, reich mit schwarzen Schleifen dekorirt, eine Art Bébé-Schürze aus indischem Mousseline, vervollständigt durch schwarze Grenadinärmel. Die Taille markirte ein Sammetgürtel mit sehr langer spitzer Schnalle. Das Arrangement sagte mir zu und ich beschloß, es durch Susanne copiren zu lassen. Anstatt schwarz und weiß werde ich jedoch hellgraue Seide und für das Oberkleid violetten Spitzenstoff bestimmen. Nächst dem Pflaumenblau dürfte dem Violett, gleichviel ob in Wolle, Seide oder Sammet, die Aufgabe zufallen, das noch immer sehr beliebte, kurzgeschößte Herbstjäckchen und den nun bald unentbehrlichen Regenschirm zu liefern. Letzterer wird immer ein Kunstwerk bleiben und die Bernstein- und Elfenbeinschnitzer beschäftigen. Gespannt darf man auf die Hüte sein, die unsere verschiedenen Ungethüme aus Stroh und Bandschlupfen ablösen. Hier munkelt man von der Wiedergeburt des flachen Baretts, über und über mit irgend einer Ranke geschmückt. Träfe das an die zu, adoptirten wir die Kopfbekleidung der Italienerin aus dem Jahre 1570, so wären wir auch mit einem Schlage bei dem verschiedenartigen Material der Ober- und Unterkleider angelangt und es sollte mich nicht wundern, wenn demnächst eine unserer „Modernsten" mit rothem oder blauem Prinzeßüberkleid und weiß oder gelbem Rock einherspazierte. Aehnliche Zusammenstellungen sind uns ja längst nicht mehr fremd. Leb' wohl. Die allerschönsten Grüße sendet Dir Deine V. v. B.